

## „Sie ist gekommen, uns das Fischen zu lehren“

Als Entwicklungshelferin in einem ecuadorianischen Andendorf / Eine kräftige Suppe jeden Tag / Von Winfried Kurrath

QUITO, im Oktober. Wenn Elisabeth Behringers weißer Jeep die letzte steinige Kurve vor der kleinen gekalkten Kirche in Tocachi nimmt, dann stürmen die Kinder auf die Plaza. Sie umringen die Deutsche und schnattern: „Señorita, señorita...“ Vor zwei Jahrzehnten, als die Entwicklungshelferin in dem abgelegenen Indiodorf in den ecuadorianischen Anden mit ihrer Arbeit begann, waren die Kinder unterernährt, apathisch, weinerlich, voller Parasiten, ständig von Erkältungskrankheiten geplagt. Barfuß und zerlumpt lebten sie in den steinernen Wohnhöhlen in ihrem Dorf. Heute tummeln sich auf dem von Bäumen und Blumenbeeten gerahmten Platz vor der Kirche rotbackige Jungen und Mädchen, gesund, aufgeschlossen, fröhlich. Sie tragen selbstgestrickte Pullover und Gummisandalen aus alten Autoreifen. „Es gibt keine unterernährten Kinder in Tocachi mehr“, sagt die große, grauhaarige Frau.

Mittagszeit. Die Plaza füllt sich mit etwa 200 lärmenden Kindern und alten, gebeugten Leuten. Tiefe Teller haben sie mitgebracht und Blechlöffel. Als junge Frauen aus dem flachen Holzpavillon gegenüber der Kirche Kübel mit dampfender Suppe heraustragen, bildet sich eine lange Schlange. Jeder erhält einen großen Schöpflöffel voll. „Die Ernährung ist sehr einfach“, sagt Frau Behringer. „Es gibt jeden Tag eine Eintopfsuppe, die aber alle notwendigen Vitamine und Proteine enthält. Früher hatten die Menschen einen Kalorien-Durchschnitt von 1400 pro Tag; 2400 sind notwendig. Ihre Hauptnahrung war Maissuppe mit winzigen, getrockneten Kartoffeln. An Festtagen gab es manchmal auch Reis und große Kartoffeln.“

Am Morgen war Elisabeth Behringer in Quito aufgebrochen. Drei oder vier Indio-Gemeinschaften in den Bergen will sie an diesem Tag besuchen, in denen ähnlich

gearbeitet wird wie in Tocachi. Über die Schwierigkeiten bei der Lebensmittelbeschaffung für die Kinderspeisung werden sie sprechen, über Kochkurse für Frauen, über die Vermarktung der Strick- und Häkelwaren auf dem Indianermarkt von Otavalo und im Touristenladen der Genossenschaft an der Plaza Santo Domingo in Quito, über die Weiterbildung der Kindergärtnerinnen und Schreiner in den Dörfern. Seit mehr als zwanzig Jahren geht das so, erst in Tocachi, jetzt in neun Gemeinschaften im Umkreis von 80 Kilometern. Elisabeth Behringer hat durch ihre zähe, geduldige Arbeit Hunderte Menschen dazu gebracht, ihr Schicksal nicht als gottgegeben hinzunehmen, sondern ihre Lage selbst zu verbessern.

Rückblende. März 1978. In einer Seitenstraße von Quitos Prachtstraße Avenida Amazonas steht ein weißer Jeep. Das Auto ist vollgestopft mit Lebensmitteln, mit Sojamehl, Milchpulver, welkendem Gemüse, Brotresten und einem Sack, aus dem es leicht riecht. „Rinderknochen“, sagt Elisabeth Behringer, „das gibt eine kräftige Suppe.“ Frau Behringer ist gerade aus dem Hotel Colón gekommen, dem größten und vornehmsten der Stadt. Am Dienstboteneingang hat sie einen Leinensack mit Resten eingeladen, die auf den Tischen der Gäste übriggeblieben waren. Seit fast fünf Jahren fährt sie einmal in der Woche von Tocachi hinab in die Hauptstadt und macht ihre Betteltour: zum Colón, zum deutschen Metzger, zu den Supermärkten, zur Caritas. Eine Woche lang haben dann die Kinder von Tocachi, die Alten und Kranken eine kräftige Mahlzeit am Tag.

Elisabeth Behringer steuert das Auto durch den dichten Verkehr Quitos und dann über die „Panamericana“ nach Norden. Bei Kilometer 60 biegt sie in einen kaum sichtbaren Pfad ab. Kein Straßenschild weist den Weg nach Tocachi. Der

Jeep rumpelt durch Schlaglöcher, wirbelt feinen, rotbraunen Staub auf. „Seit fast drei Jahren gibt es hier keine richtige Regenzeit mehr“, sagt Elisabeth Behringer. Wenn dunkle Wolken am Horizont liegen, dann ziehen die Bauern von Tocachi in Bittprozessionen über die steinigen Wege des Dorfes, klappern mit Blechdosen und rufen so, wie der Priester es ihnen gesagt hat: „Herr, gib uns Wasser, laß die Pflanzen nicht verdorren. Wir sind schlechte Menschen, Gott straft uns dafür.“

Tocachi, 3000 Meter hoch in den Bergen gelegen, ist wahrhaft gestraft. Die Ernten sind schlecht, weil der Regen oft ausbleibt. Die Wälder wurden abgeholzt, verbaut, verfeuert. Das Land verkarstete. Von den 2000 Einwohnern leben nur 1000 im Dorf. Die Männer arbeiten für niedrige Löhne auf den Haciendas der Umgebung oder schlagen sich irgendwie in der Hauptstadt durch. Übriggeblieben sind die Frauen, die Alten, die Kinder, die Kranken. Ein Viertel der mehr als zehn Millionen Einwohner Ecuadors lebt unter der Armutsgrenze; die Menschen von Tocachi gehören dazu. Viele von ihnen haben Buckel, Kröpfe, ausdruckslose Gesichter. Fast in jeder Familie gibt es Schwachsinnige, Taubstumme, Kleinwüchsige, Körperbehinderte. Jodmangel ist in den ecuadorianischen Anden weit verbreitet. In Tocachi ist er besonders ausgeprägt. Krankheiten durch andauernde Unter- und Fehlernährung und mangelnde Hygiene lassen Kinder sterben, schwächen die Erwachsenen.

Warum war Elisabeth Behringer in dieses Nest gezogen? „Weil ich etwas Sinnvolleres tun wollte“, sagt sie, „und weil ich weiß, daß ich zu den Armen gehöre.“ Fast spröde spricht sie über sich selbst. Geboren in Tübingen, Schule, Ausbildung zur Kindergärtnerin, zur Sozialpädagogin, Arbeit in Frankreich und für längere Zeit in

Griechenland. Dann geht sie nach Ecuador an die deutsche Schule in Quito – eine gute Adresse für die Jugend der Oberschicht. Sie wird Leiterin des Schulkindergartens. Im November 1973 gibt sie ihre Stelle auf und zieht nach Tocachi. Elisabeth Behringer ist zu diesem Zeitpunkt 43 Jahre alt. „Ich versuche mit den Menschen zu leben, zu sehen, was notwendig ist“, sagt sie 1978.

Notwendig ist, das Leid der Kinder zu verringern. Die Konsequenz: ein Kindergarten, Kinderspeisung. Notwendig ist, das Leben der Frauen sinnvoller zu machen, ihnen Verdienstmöglichkeiten zu geben, ihnen zu helfen, die Familien besser versorgen zu können. Die Konsequenz: eine Nähstube, Schafwollezupfen für die alten Leute, damit sie wenigstens etwas verdienen und nicht gänzlich in ihren kargen, kalten Wohnhöhlen verkümmern. Mittelpunkt jedoch ist der Kindergarten mit 150 Kindern und sechs oder sieben Mädchen aus dem Dorf als Helferinnen.

Das alles geht nicht reibungslos. Elisabeth Behringer stößt auf den Widerstand der Hacenderos. Sie wird angefeindet, verleumdet, bedroht. Der Pfarrer, ein ecuadorianischer Priester, der in der Hauptstadt lebt und nur zu Gottesdiensten nach Tocachi kommt, wendet sich gegen sie. Doch die hochgewachsene, zurückhaltende Frau hält durch. Ob das etwas mit dem Leben des Evangeliums zu tun habe? „Vielleicht“, sagt die Katholikin, „wenngleich es sehr unvollkommen ist.“ Die Kinder sind es, deren Leiden und Sterben Elisabeth Behringer alle Widrigkeiten überwinden läßt. „Ein Kind sterben zu sehen, das ist schlimm. Es löscht aus wie eine Flamme, wehrt sich auch gar nicht. In einem Kind liegen so viele Möglichkeiten, und das alles bleibt unvollendet.“ Viele Kinder sterben in Tocachi.

Fortsetzung auf Seite 10

